

Vanessa F. Fogel
Hertzmann's Coffee. Roman.
© weissbooks.w 2015

17

Es war Zeit zu filmen. Mein Arbeitszimmer war gründlich aufgeräumt und roch nach frisch gewaschener Wäsche. Ich öffnete das Fenster einen Spalt breit, nur ein winziger Spalt trennte nun die innere von der äußeren Welt. Das Zimmer war seltsam leblos. Wie ein Filmset nach Ende der Dreharbeiten. Erbaut nur zu einem einzigen Zweck. Der Fernsehbildschirm war staubfrei. Der Teppich makellos gesaugt. Die Fensterscheibe vollkommen durchsichtig, ohne einen einzigen Fingerabdruck. War jemand hier gewesen?

Die Kamera stand an ihrem Platz und starrte mich an wie ein Brief ohne Absender. Ich starrte zurück. Sie wirkte nicht wie ein unbelebtes Objekt, sondern wie ein Wesen mit eigener Persönlichkeit. Ein freches Wesen dazu. Ich fühlte mich ihr nah. Wir sind voneinander abhängig, wir zwei, dachte ich mir und nickte ihr zu - ich brauche dich und du brauchst mich. Und soeben wurde mir bewusst: Ich liebte es, gefilmt zu werden. Hatte all die Jahre ein Entertainer in mir geschlummert?

Allein der Gedanke daran, es jetzt wieder zu tun, erregte mich. Erweckte mich zum Leben. Wann immer die Kamera lief, züngelten in mir Flammen auf, stark wie der Überlebenstrieb. Also - mit 85 Jahren etwas Neues über sich selbst zu erfahren, das konnte ich jedem nur wünschen.

Ich entspannte meine Schultern und meine Beine. Das Wichtigste war, sich wohl zu fühlen. Ich richtete den Blick auf das grüne Lämpchen und fing zu sprechen an: »In der Nacht, nachdem ich Leah wiedergesehen hatte, konnte ich den nächsten Tag kaum erwarten. Er schien einfach nicht zu kommen. Ich hielt mich in einer Pension in der Nähe *ihrer* Zuhauses auf. Ich versuchte einzuschlafen, aber es gelang mir nicht. Leah war mir so nah, und ich wünschte mir nichts weiter, als bei ihr zu sein und die verlorene Zeit wettzumachen.

Nachdem der Morgen endlich gekommen war, lief ich zu dem Haus hinüber und klopfte an die Tür. Die Frau, die Leah nun Mutter nannte, öffnete mir. Leah saß weiter hinten, im Wohnzimmer. Sie spielte mit einem kleinen Jungen. Mir schien es, als wäre die Frau, die direkt vor mir stand, im Hintergrund und Leah im Vordergrund. Weil ich allein auf sie achtete.

Frau Schneider erklärte mir, dass der kleine Junge Magdalenas Nachbar sei. Als ich den Namen >Magdalena< hörte, bekam ich eine Gänsehaut am ganzen Körper.

Sie sagte, Magdalena kümmere sich gut um ihn - wie eine Schwester. Sie nehme ihn auf Waldspaziergänge mit, sammele Kieselsteine mit ihm, und sonntags gehe sie mit ihm Hand in Hand in die Kirche. Im Nonnenkloster habe man ihr beigebracht, jeden Abend zu beten, sagte die Frau, und an diese Anweisung halte sie sich bis heute. Als beobachteten die Nonnen sie immer noch, dachte ich mir.

>Gestern Abend habe ich mit ihr gesprochen^ sagte Frau Schneider. >Anscheinend kann sie sich an nichts erinnern.<
>Wie kann das sein?<, fragte ich vollkommen perplex.
>Ich weiß es nicht.< Sie schüttelte den Kopf. >Reden Sie mit Magdalenas sagte sie, >helfen Sie ihr, sich zu erinnern. < Dabei wusste ich nur, wie es ist, wenn man zu vergessen versucht. War der Versuch, sich zu erinnern, das Gegenteil davon?

Ich ging ins Wohnzimmer und rief Leah bei ihrem neuen Namen. Jeder einzelne Buchstabe, den ich aussprach, M-A-G-D-A-L-E-N-A, tat mir weh. Leah beachtete mich kaum. Ich setzte mich neben sie auf den Teppich. Sie spielte immer noch mit dem kleinen Jungen.

>Wie geht es dir?<

>Warum interessiert dich das?< Sie fragte es höflich.

>Weil ich mich sehr für dich interessieren

>Nein, das kann nicht sein<, sagte sie, und sekundenlang glaubte ich, sie hätte mich erkannt, denn warum sonst hätte sie das sagen sollen? Aber dann sagte sie: >Du kannst dich nicht interessieren. Niemand interessiert sich besonders für jemanden, den er nicht richtig kennt.<

>Aber ich *kenne* dich<, sagte ich sanft.

>Du kennst mich nicht. Du bist ein Lügner!<

>Ich bin kein Lügners verteidigte ich mich rasch. Wie kraftvoll ihre Worte waren. Wie verletzend.

>Alle Lügner kommen in die Hölle. Du wirst in die Hölle kommen.<

Tag für Tag kam ich zurück, um ein Gespräch mit ihr zu versuchen.

>Vor vielen Jahren<, sagte ich eines Nachmittags zu ihr, >hat eine Frau namens Sarah dich geboren. < >Was willst du von mir?<, fragte sie.

>Ich will dein Freund sein. Ich kenne dich schon lange. Du bist ein wunderbarer Mensch, Magdalenas

Sie sagte: >Ich kenne dich erst seit ein paar Tagen.< Ihre Augen waren so groß und so rund und so trist wie an dem Tag, als ich sie wiedergesehen hatte. Augen, die in einem Meer aus Tod und Trauer schwammen.

>Ich habe dich vor vielen Jahren kennengelernt, als wir beide noch jünger waren. Ich kann mich ganz genau an dein Gesicht erinnern.< Ich fühlte, wie meine Kehle sich zuschnürte. Tränen bauten sich in mir auf. Ein Turm von Tränen in meiner Kehle.

>Das sagst du nur, weil ich dich an jemanden erinnere. Mein Gesicht erinnert dich an die wunderschöne Jungfrau Maria<, sagte sie stolz. >Das hat man mir schon oft gesagt.<

An einem anderen Tag sagte ich: >Magdalena, vor nicht allzu langer Zeit hat es einen Krieg gegeben. In diesem Krieg sind schlimme Sachen passiert.< >Ich weiß<, sagte sie.

>Ich kann das nicht ungeschehen machen.< >Ich weiß<, sagte sie.

>Ich kann die schlimmen Sachen nicht ungeschehen machen, die dir passiert sind.<

>Mir ist nichts Schlimmes passiert.< Ihre Stimme war tonlos, gefühllos, ausdruckslos.

Jeden Morgen lief ich zu diesem Haus, mit Hoffnung groß wie der Jupiter. Und jeden Morgen ignorierte Leah mich zuerst. Wenn der Tag voranschritt, tauschten wir Wörter und Sätze aus, aber nie kam sie mir nah. Jeden Tag behandelte sie mich, als wäre ich ein Fremder. Immer und immer wieder. Es quälte mich, es quälte mich, es quälte mich, aber was sollte ich machen?

Zwei Wochen lang versuchte ich alles. Ich war in ihrem Haus ein so unnatürliches Objekt wie eine künstliche Klappe in einem menschlichen Herzen. Wenn ich sie nicht gerade in ein Gespräch zu verwickeln versuchte, saß ich still auf dem Sofa und hoffte, sie würde mich ansprechen. Ich beobachtete sie. Wie sie die Beine verschränkte, wenn sie auf dem Teppich saß - unbeholfen. Wie sie sich mit den Fingern durchs Haar fuhr - unbekümmert. Wie sie die Schulter des Nachbarjungen tätschelte - ungehemmt. Ich hoffte, dies mit der Zeit besser ertragen zu können, aber ich irrte. Nichts ließ sich besser ertragen.

Eines Tages, und zwar an dem Tag, der sich als mein letzter dort herausstellen sollte, erzählte Frau Schneider mir von ihrem Plan, fortzugehen. Bald, schon sehr bald würden sie auswandern. Sie sagte: >Der Kommunismus taugt nichts, und in Venezuela gibt es überall Gold. Die Regierung stellt bereitwillig Visa aus. Man muss lediglich nachweisen, dass man katholisch ist. Laut Magdalenas neuer Geburtsurkunde ist das so.<

Frau Schneider sagte, sie wolle mir Leah nicht wegnehmen, sie wolle ihr ein gutes neues Leben bieten, weil sie sie so sehr liebe wie die Tochter, die sie nie haben konnte und die sie immer gewollt hatte. Sie sagte auch, dass sie Leah diese neue Geburtsurkunde besorgt hatte - eine echte Urkunde mit gefälschten Angaben zur Person -, die Leah als ihr leibliches Kind auswies, ihr eigen Fleisch und Blut. Außerdem machte die Urkunde Leah jünger, als sie wirklich war. >Ich wollte ihr die Möglichkeit geben, diese verlorenen Jahre aufzuholen - seelisch und körperliche sagte Frau Schneider. Aber verlorene Jahre kann man nicht aufholen, dachte ich. Das kann man nicht.

Also versprach mir Frau Schneider, sich für immer um Magdalena zu kümmern. Und ich verspreche dasselbe, dachte ich mir. Ich verspreche es mit jedem Zoll meines gebrochenen Körpers und meines zersplitterten Geistes, ich verspreche es so gründlich und so fest, als hätten die Worte >für immer' nicht längst ihre Bedeutung verloren.

An diesem Tag begann Leah zum ersten Mal ein Gespräch zwischen uns. Sie sagte: >Ich kann kaum erwarten, zu sterben^

>Was?< Ich war schockiert. >Warum sagst du so etwas? Sag das nicht, sag das nie wieder, meine liebste Schwester, rief ich - leise, nicht laut. >Sag das *nichts* Ich packte sie an den Schultern. Ich wollte sie schütteln, tat es aber nicht. Ehe sie's sich versah, hielt ich sie fest umarmt.

Leah fing an zu lachen.

>Das ist nicht lustig.<

Sie lachte immer noch, als sie sagte: >Ich möchte jetzt schon im Himmel sein. Da ist es so friedlich. Ich will die Nähe Gottes und anderer Gläubigen genießen.<

Ich bettelte und flehte sie an, zu bleiben. Ich versprach, mich um sie zu kümmern. Versprach ihnen ein besseres Leben bei mir im Westen. Versprach etwas, was ich damals selbst nicht hatte. Aber Frau Schneider lehnte ab. Sie versprach, sich um Leah zu kümmern und mich auf dem Laufenden zu halten. Sie sagte, sie würde so oft wie möglich mit Magdalena über die Vergangenheit sprechen. Also sagte ich: >Bitte, sprechen Sie auch über die Zukunft.<

Als ich mich von Leah verabschiedete, sagte ich ihr, dass ich sie liebe.

Sie schaute mich mit einem seltsamen Blick aus ihren Knopfaugen an. Zuerst dachte ich, sie zweifle an meinen Worten, aber dann verstand ich: Sie glaubte kein einziges.

Also sagte ich ihr, dass ich hoffte, sie bald wiederzusehen. Dass ich mir nichts sehnlicher wünschte. *Nichts*. Und dass sie sich eines Tages daran erinnern würde, wer ich wirklich war. Unsere Wege würden sich wieder kreuzen. >So Gott will, murmelte ich. Und ich meinte sie sagen zu hören, was man sie wohl im Nonnenkloster gelehrt hatte: >Dein Gott will nicht<, und sie rannte davon.

Wenige Monate später schliefen meine Frau und ich oft miteinander. Wo andere sich bemühten, eine Schwangerschaft zu vermeiden, bemühten wir uns um das Gegenteil.

Wir arbeiteten und wir liebten und wir überlebten. Und ein Jahr später wurden wir Eltern. Ein Baby zu haben, war wundervoll. So wundervoll. Es war sogar wundervoller als ein Kuss.« Ich hielt inne. Es ging nicht anders. Ich fühlte mich nicht mehr wohl auf meinem Platz. Also stand ich auf und ging zum Fenster. Dann ging ich zurück zu meinem Sessel und wieder zum Fenster. Also. Ich betrachtete mein Spiegelbild. Ich strich mir das Haar glatt, rückte mir die Brille zurecht und fuhr mir mit beiden Händen wie mit einem Bügeleisen über die Brust. Ich sah mein Gesicht an und erinnerte mich an Leahs ernste Miene nach dem Krieg. Inzwischen weiß ich, dass es eine Mischung aus Furcht, Verwirrung und Ärger

war, als wollte sie nur nicht die Wahrheit erfahren. Ich setzte mich wieder in den Sessel und versank im weichen Leder.

»Ein Jahr, nachdem sie ausgewandert waren, bekam ich einen Brief von Frau Schneider, in dem sie die Reise nach Venezuela beschrieb. Ich las den Brief und stellte mir vor, wie Leah die Frau auf dem Schiff zum ersten Mal *Mamuschka* nannte. So hatte sie, so hatten wir, so hatte ich *ihre, unsere, meine* Mutter immer genannt. In dem Moment beschloss ich, Leah zu besuchen.«

»Also reiste ich um 1950 nach Venezuela. Dora erzählte ich, dass ich auf eine Geschäftsreise müsse. Das war zur Hälfte wahr, denn tatsächlich traf ich mich dort mit Kaffeeproduzenten. Und ich schloss Verträge ab. Schließlich war der Kaffee damals Venezuelas ganzer Stolz. Erst als ich wieder zu Hause war, verriet ich Dora, wo ich wirklich gewesen war. Ich sagte zuerst nichts, denn ich wollte das Versprechen, das wir einander gegeben hatten, nicht brechen. So heilig wie unser Ehegelübde war auch unser Versprechen, die Vergangenheit nicht zu erwähnen, zu atmen, zu leben. Wir wollten keine Opfer mehr sein.

Es war für mich die erste richtige Reise gewesen. Und mein erster Besuch in den Tropen. Die Berge rund um Caracas faszinierten mich - die Stadt schmiegte sich an die Hänge, als wäre die Mulde wie für sie gemacht. Caracas war groß, überfüllt, lebendig. Und doch fühlte ich mich dort nicht als einer unter vielen.

Also. Als ich Leahs neues Haus gefunden hatte, wagte ich nicht, hineinzugehen. Ich saß im Taxi vor dem Haus und hielt zwei Umschläge in der Hand. In dem einen steckte Frau Schneiders Brief, der mich zu meiner Reise bewegt hatte. Auf der Rückseite stand die Adresse, vor der ich nun stand. Ein quadratisches Haus, mit roten Lehmziegeln gedeckt und umgeben von einem käfigartigen Zaun. Im zweiten Umschlag steckte Geld und eine handgeschriebene Nachricht - »Vielleicht hilft dir das. Ich würde alles tun, um dir zu helfen.« Ich warf den Umschlag in den Briefkasten, auf dem *Familia Schneider* stand, und bat den Chauffeur, loszufahren.

Bevor ich Caracas verließ, bekam ich die Gelegenheit, eine Kaffeeplantage zu besichtigen. Und so reiste ich zu den Nebelwäldern, wo es viel kühler war, nicht mehr so tropisch warm. Wolken hüllten die Berggipfel ein wie Seidentücher, und den Anblick der Kaffeepflanzen zwischen den üppig beladenen Obstbäumen werde ich niemals vergessen. Ein Paradies.

Ich besuchte auch die Regenwälder im Tiefland, wo viele Orchideenarten wuchsen. Dort erfuhr ich, dass man eine Art mit einer anderen kreuzen kann, um eine ganz einzigartige Orchidee für jemanden zu züchten. Ich dachte an Dora, die ich so schmerzlich vermisste, da ich allein reiste, dass ich nichts lieber getan hätte, als eine Orchidee nur für sie zu züchten.

Nach Venezuela begann ich auch andere Länder zu besuchen. Ich reiste nach Brasilien, Kolumbien, Guatemala, Äthiopien und Kenia und knüpfte Kontakte zu den dortigen Exporteuren. Und zu den Kaffeebauern. Zu der Zeit begann meine Suche nach den interessantesten Kaffeessorten. Wenn Leah nicht gewesen wäre, hätte ich diesen besonderen Appetit womöglich nie entwickelt und jene wertvollen Kontakte nie geknüpft. Wer weiß, ob unsere Firma dann so erfolgreich geworden wäre?

In den folgenden Jahren kehrte ich immer wieder nach Venezuela zurück. Und bei jeder Reise saß ich bei laufendem Taxameter vor Leahs Haus. Selbst als sie älter geworden war und sicher schon längst nicht mehr dort wohnte, fuhr ich noch hin. Und kein einziges Mal wagte ich mich hinein. Ich ließ Geld da. Manchmal auch einen Brief.«

Ich war müde. Also atmete ich tief durch und sagte noch einen letzten Satz: »Die Jahre. Sie vergingen. Das Geschäft wuchs und ich reiste weniger. Ich arbeitete sehr viel, denn die Branche ist hart und ich wollte die Zukunft meiner Familie sichern. Während meine eigene Familie wuchs, schrumpfte mein Verlangen, den Kontakt zu Leah wiederherzustellen. Sie nicht in meinem Leben zu haben, gehörte irgendwann zu meinem Leben dazu. Ich fand mich damit ab, wie man sich mit Haarausfall abfindet.«